

# Nach dem GAU

Nach der Tschernobyl-Katastrophe wurden die Bewohner von Pripjat nach Kiew umgesiedelt.

Ihre alte Heimat war zur Hölle geworden – die neue war nicht viel besser. *Von Merle Hilbk*

Dies ist die Legende vom Glück ohne Ende. Ein Glück, das all denen verheissen wurde, die man in diese Stadt lockte. In diese «Stadt der Zukunft», am Reissbrett entworfen und 1972 in die Polesje-Wälder gepflanzt; dieses Pripjat im Norden der Ukrainischen Sowjetrepublik, wo der Mangel überwunden schien, der den Alltag in der Sowjetunion bestimmte. Wo die Arbeit gut bezahlt war, die Gestelle in den Läden voll waren und die Wohnungen gross und modern. Wo die besten Ingenieure und Techniker, die fleissigsten Arbeiter des Landes und ihre Familien ein Zuhause finden sollten: 48 000 junge Leute aus allen Teilen der Republik lebten in der Stadt, die ihre Existenz der *Tschernobylskaja Elektrostanzija imenini Lenina* verdankte, dem Lenin-Atomkraftwerk.

«Ach, wie waren wir froh, in Pripjat leben zu dürfen», erzählt Nina Dzemula, die im Westen der Ukraine, in Winniza, aufwuchs und mit ihrem Mann nach dem Studium ins Kraftwerk Tschernobyl geschickt wurde. Denn ein Sowjetbürger konnte nicht frei wählen, wo er sein Leben verbringen wollte. Der Staat bestimmte, wo er seine Arbeitskraft einzusetzen hatte. «Wir haben geglaubt, das Leben meine es gut mit uns», sagt die heute 50jährige. «Wir waren doch erst gerade Anfang zwanzig, und die Zukunft schien schon gesichert!»

Die Zukunft dauerte für die Dzemulas nur vier Jahre. In der Nacht vom 25. auf den 26. April 1986, kurz nachdem Michail Dzemula seine Nachtschicht angetreten hatte, explodierte der Block 4 des Kraftwerks. Trümmer und radioaktive Partikeln wurden eineinhalb Kilometer in die Höhe geschleudert, Radioaktivität von 100 Hiroshima-Bomben freigesetzt, die Region schwer verstrahlt. Der GAU, der grösste anzunehmende Unfall in der Geschichte der Atomkraft, war eingetreten. In Pripjat, der Stadt der Zukunft.

Das Leben in Pripjat ging weiter, als wäre nichts geschehen. Bauern aus der Umgebung boten ihr Gemüse auf dem Markt an, Kinder spielten vor den Häusern Fussball, im Kulturpalast «Energetik» wurden sieben Hochzeiten nacheinander gefeiert. Selbst wer vom Unfall wusste, wagte nicht, die Stadt zu verlassen, sondern wartete – wie Michail Dzemula – auf eine offizielle Anweisung. Erst 36 Stunden später fuhren Militärjeeps mit Lautsprechern durch die Strassen der Stadt. «Wnimanije, wnimanije!» schallte es zwischen den Wohnblocks hindurch, «Achtung, Achtung! Es hat einen Unfall im Kraftwerk gegeben. Begeben Sie sich unverzüglich zum Marktplatz, die Stadt wird evakuiert.»

48 000 Menschen wurden in Busse verfrachtet, die aus Kiew herbeigeordert worden waren. Die Dzemulas verlies-



Sieben Jahre nach der Katastrophe: Strahlenmessung in der Nähe von Pripjat,



zwei Kilometer vom Unfallreaktor entfernt. Die Gegend ist bis heute unbewohnbar.

sen die Stadt in ihrem eigenen Wagen, mit dem vierjährigen Sohn auf dem Rücksitz und nichts als dem, was sie auf dem Leibe trugen. Gepäck mitzunehmen war verboten. Sobald die Stadt gesäubert sei, könnten sie zurückkehren, hatten die Uniformträger, die sie auf dem Marktplatz zusammengetrieben hatten, verkündet. Das war eine Lüge. Der Auszug aus Pripjat war eine Reise ohne Wiederkehr.

### Evakuiert und beschimpft

Eine Reise, die nach ein paar Zwischenstationen in Trojeschina endete, einer Plattenbauvorstadt von Kiew, die man so schnell hochgezogen hatte, dass die Wohnungen noch nicht ausgetrocknet waren – und eigentlich längst vergeben: an Familien aus der Hauptstadt, die jahrelang auf einer Warteliste gestanden hatten. Und nun zusehen mussten, wie Neuankömmlinge aus der Provinz an ihnen vorbeizogen, von denen man nicht mehr wusste, als dass es in ihrer Stadt einen Kraftwerksunfall gegeben hatte – einen Unfall, über den in der Zeitung zu lesen war, dass dabei «vier Menschen starben, die Lage aber unter Kontrolle» sei.

So wurden die Pripjater von den Übergangenen als Wohnungsdiebe beschimpft. Auf der Strasse wurden sie gemieden. Steine landeten in ihren Fenstern, Müll wurde vor ihre Haustüren gekippt. Eltern impften ihren Kindern ein, sich in der Schule nicht neben ein Kind aus Pripjat zu setzen – aus Angst, die Strahlung könnte ansteckend sein.

Die Pripjater wehrten sich nicht. Die meisten standen zu sehr unter Schock, waren zu apathisch, um sich mit ihrer neuen Umgebung auseinanderzusetzen. Vor allem aber klammerten sie sich wider besseres Wissen – schliesslich waren unter ihnen viele Ingenieure – an das, was man ihnen bei der Evakuierung versprochen hatte: dass sie bald in ihre Stadt zurückkehren würden.

«Wir wollten das einfach glauben», erzählt Walentina Bilkowska, die in Pripjat als Schneiderin in einem Kombinat gearbeitet hatte. Nach der Evakuierung war sie mit ihren Kindern für ein paar Wochen auf die Krim geschickt worden, in ein Feriencamp in Sewastopol. Der Arzt, der sie dort untersuchte, bot ihnen an, eine Wohnung samt Zugangsgenehmigung zu besorgen – Sewastopol war damals eine geschlossene Stadt, ein Stützpunkt der russischen Marine, den man nur mit Sondergenehmigung betreten durfte. «Ich habe Beziehungen», sagte er, «ich kann euch helfen, hier ein neues Leben anzufangen!»

Doch Walentina Bilkowska zögerte. Im Fernsehen hatte ein Funktionär verkündet, dass die Kinder im Herbst wieder in Pripjat zur Schule gehen könnten. Ausserdem war ihr Mann auf ungewisse Zeit in die Sperrzone abkommandiert worden, um dort Strassen und Plätze zu dekontaminieren. Der Arzt beschwor sie: «Glaubt nicht, was sie im Fernsehen sagen, sie haben euch doch schon so oft belogen!»

«Wir haben gehaut, dass eine Rückkehr unwahrscheinlich sein würde», sagt Walentina Bilkowska. «Mein Mann war doch Ingenieur! Aber es wollte uns einfach nicht in den

Kopf, dass unser altes Leben so endgültig ausgelöscht sein sollte.» Ende August kehrten sie mit ihren Kindern in den Norden zurück. Doch statt in ihre Dreizimmerwohnung in Pripjat, in der sie ihren Besitz zurückgelassen hatten, schickte man sie nach Trojeschina, in eine 42-Quadratmeter-Wohnung, in der es weder Tapeten noch Möbel, weder Herd noch Kühlschrank gab. Zwar hatte man ihnen bei der Ankunft ein paar Warengutscheine in die Hand gedrückt, aber in Trojeschina gab es erst einen einzigen Laden. Und in dem herrschte – wie fast überall in Kiew zu dieser Zeit – «Defizit». Warenmangel.

Auch an neue Kleider war nicht zu denken. Deshalb trug Walentina weiterhin den einzigen Rock, den sie aus Pripjat mitgebracht hatte. Eines Tages schickte die Stadtverwaltung zwei Männer mit Geigerzählern vorbei; die wunderten sich, dass das Gerät in der leeren Wohnung wie wild ausschlug. «Hier kann doch nichts sein!» schimpfte der eine. Der andere näherte sich Walentina – und brüllte los: «Sind Sie wahnsinnig, so etwas anzuziehen! Der Rock strahlt ja wie verrückt!» – «Was soll ich machen?» entgegnete Walentina. «Wir haben noch keine Kleidergutscheine bekommen.» Dafür seien sie nicht zuständig, sagten die Männer und verliessen die Wohnung.

In jenen Tagen hatten bei Nina Dzemula, die nach dem Unglück zunächst bei ihren Eltern in Winniza untergekommen war, bereits die Wehen eingesetzt. Wenige Tage nach der Ankunft in Trojeschina gebar sie einen winzigen, anämischen Jungen; ein Kind, das man ihr in Winniza abzutreiben befohlen hatte. Das Risiko sei wegen der Strahlung zu hoch, hatte ihr der Arzt gesagt. Als sie sich anordnungsgemäss zur Abtreibung meldete, erklärte der Arzt, dass sie das Kind nun doch austragen müsse. Die neue Anweisung laute, Abtreibungen von Pripjaterinnen zu unterbinden. Warum, erfuhr sie nicht. «Heute glaube ich, dass man die Folgen des Unfalls herunterspielen wollte.»

Es wurde Herbst, es wurde kalt, die meisten Pripjater wurden krank. Bekamen Krebs, Herzinfarkte, Depressionen, die Leber streikte, das Immunsystem kollabierte. Etlliche brachten sich um. Bei all dem blieben sie unter sich; eine Notgemeinschaft, zusammengefügt durch ein kollektives Schicksal. So begann der Alltag in Trojeschina, einer Vorstadt, die den meisten Kiewern bis heute unbekannt ist.

### Ein Quartier im Niemandsland

Die öde Siedlung zwischen Gewerbegebieten und der Stadtautobahn liegt eine Dreiviertelstunde vom Stadtzentrum mit seinen goldenen Zwiebeltürmen und weissen Dnjepjstränden entfernt. Eine Ansammlung von 36 verwiterten, graubraunen Plattenbauten, die sich ringförmig um ein Einkaufszentrum und einen vergitterten Fussballplatz ziehen. Es gibt keine Cafés, keine Parks, nur ein paar staubige Brachen, auf denen das Unkraut wuchert. Vor den Hauseingängen rauchen junge Männer mit erschlafenen Gesichtszügen Selbstgedrehte in Zeitungspapier, Mädchen

in pinkfarbenen Highheels schieben Kinderwagen über die Sandwege. Auf dem Wochenmarkt werden chinesische Textilien feilgeboten, gefälschte Adidas-Sneakers und Puma-Jacken, Gucci-Shirts und Prada-Schuhe aus Plastic. Fremde verirren sich so selten hierher, dass sie angestarrt werden. Trojeschina: eine Hinterlassenschaft der Sowjetunion, verelendet, verwahrlost, vergessen. Ein Ghetto für die Überlebenden der Katastrophe.

Im Zentrum dieses Ghettos, schräg hinter dem Supermarkt, hat sich eine Institution einquartiert, die viele hier «das Gedächtnis» nennen. Denn hier wird in bunt bemalten Aktenordnern die Erinnerung an Pripjat bewahrt, an die Stadt und ihre Bewohner, die sich täglich in den Räumen eines alten Kindergartens treffen. Er war zu gross geplant worden für ein Viertel, in dem kaum jemand ein Kind in die Welt setzen wollte. In dem Kindergarten hatten ein paar Frauen aus Pripjat Ende 1986 den Selbsthilfeverein «Semljaki» gegründet, was so viel wie «Landsleute» heisst.

### Hilfe aus Hiroshima

Als erstes begannen die Frauen von «Semljaki», Eingaben an die Behörden zu schreiben, Unterstützerschreiben für diejenigen, denen die Behörden medizinische Versorgung, Sanatoriumsaufenthalte, Invalidenrenten und Entschädigungszahlungen verweigern wollten. Denn nur wenige Krankheiten wurden als Tschernobyl-Folge anerkannt – nicht zuletzt, weil das Tschernobyl-Forum, eine supranationale Organisation, die die Folgen des GAU untersuchen sollte, lediglich Schilddrüsen- und Blutkrebs als von der Strahlung verursacht betrachtete.

Später machten sich die Frauen daran, die Krankengeschichten der Besucher festzuhalten, in Listen, in denen ihre Erkrankungen erfasst wurden, die Medikamente und Therapien, die sie erforderten, und die vergeblichen Versuche, diese vom Staat finanziert zu bekommen. Vor allem aber legten sie Fotoalben der Kinder an, die mit Missbildungen zur Welt kamen, mit Gaumenspalten, fehlenden Gliedmassen und Downsyndrom. «Das sind die Enkel der Ausgesiedelten», sagt Tamara Krasizkaja, die früher in der Kulturbehörde von Pripjat gearbeitet hat und heute die einzige hauptamtliche Mitarbeiterin der Organisation ist.

Bei «Semljaki» engagieren sich ehemalige Ärztinnen, Krankenschwestern, Lehrerinnen, Buchhalterinnen, Friseurinnen und Schneiderinnen. Die meisten können wegen ihrer Erkrankungen nicht arbeiten oder haben in Trojeschina keinen Job gefunden. Sie kommen, wann sie können, verteilen gespendete Medikamente, besuchen «Landsleute» im Krankenhaus, helfen Angehörigen im Haushalt, übernehmen Behördengänge und bewirten die Gruppen, die sich in dem grossen Versammlungsraum mit Neonröhren an den Decken und Ikonen an den Wänden treffen: Deutsch- und Englischschüler, ein Handarbeitszirkel, der die Stickereitechniken aus der Polesje-Region rund

um Pripjat pflegt, eine Selbsthilfegruppe für Mütter behinderter Kinder, eine Teestunde für Rentner, Tanzkurse für Kinder – und ein Yogakurs.

Den haben die Japaner eingeführt, die sich eines Tages bei Tamara Krasizkaja meldeten und ihre Unterstützung anboten. Zuerst standen nur ein paar ältere Herren vor der Tür, Opfer des Bombenabwurfs von Hiroshima, die, wie sie erklärten, «sehen wollten, wie man in der Ukraine mit der Katastrophe umgeht». Im folgenden Jahr kam eine Gruppe japanischer Ärzte, die Medikamente verteilten und Vorsorgeuntersuchungen bei den Pripjatern organisierten, Bluttests zur Bestimmung der Tumormarker. Im Jahr darauf brachten sie einen Yogameister mit, der ein Training für Strahlengeschädigte entwickelt hatte.

### Das Schweigen der Männer

Männer beteiligen sich selten im Selbsthilfeverein. Sie lassen sich meist nur im Büro blicken, um eine Lampe oder einen Wasserhahn zu reparieren. «Die Männer haben sich schwerer mit dem Leben nach dem Unfall arrangiert», sagt Nina Dzemula, die eine Schachtel mit Keksen für eine Teerunde vorbeibringt. «Seitdem mein Mann nicht mehr arbeiten kann, verlässt er nur noch selten die Wohnung. Er will nicht, dass die Leute sehen, was aus ihm geworden ist.» Ihr Mann, Michail, steht wortlos in der Tür. Sanft schiebt sie ihn ins Zimmer, drückt ihn auf einen Stuhl, giesst ihm eine Tasse Tee ein.

«Bitte, Michail, rede! Jetzt, wo sich endlich einmal jemand für deine Geschichte interessiert.» Nach minutenlangem Schweigen beginnt er zu erzählen, mit starrem Blick, als ob er ein Selbstgespräch führe. «Als der vierte Block explodierte, hatte meine Schicht im dritten gerade begonnen», beginnt er stockend. «Der Geigerzähler piepste und piepste, aber er konnte die Werte anscheinend nicht mehr erfassen. Ich bin in einen Bunker geflüchtet, aber ein Vorgesetzter hat mich angebrüllt, ich solle mich gefälligst an die Arbeit machen. Danach war ich wie eine Maschine. Nicht einmal Angst habe ich gespürt.»

Zu Hause erzählte er seiner Frau nur, dass es einen Unfall gegeben habe und sie für alle Fälle ein paar Kindersachen zusammenpacken sollte. «Wir hätten wegfahren können, wir hatten ja ein eigenes Auto», sagt Nina. «Aber wir haben gewartet, bis uns jemand den Befehl dazu erteilt hat.» – «So waren wir eben erzogen!» murmelt er. «Ja, so waren wir erzogen», wiederholt sie lächelnd und erzählt dann ebenso lächelnd von den Blumen, die sie gestern gepflanzt hat, dem Kochen, das ihr so leicht von der Hand gehe, dem Sohn, der bald eine Familie gründen werde.

Es sind kleine Euphemismen gegen den Schmerz der Vergangenheit und die Hoffnungslosigkeit der Gegenwart: Das Geld reicht selten für frische Lebensmittel, Nina und Michail können keiner regulären Arbeit nachgehen, weil sie oft ins Krankenhaus müssen. Der Sohn ist kleinwüchsig und kränkelt.

Auch Wiktor Gaidak kann seit Jahren nicht mehr arbeiten. Er, der Erbauer des Reaktors, hütet nun tagsüber den Enkel, der mit ihnen lebt. Drei Generationen leben in der Wohnung, die ihm und seiner Frau 1986 zugewiesen worden war, fünf Personen auf 42 Quadratmetern. Widerwillig hatte er damals den Job als Ingenieur im Kraftwerk Tschernobyl angetreten. Er war Chefingenieur eines Wasserkraftwerks gewesen. «Mit Atomkraft wollte ich eigentlich nichts zu tun haben», sagt der 70jährige. Doch seine Eltern, die in der Polesje-Region lebten, hatten ihn angefleht: «Bitte, Wiktor, komm her! Wir werden alt und haben niemanden, der uns pflegt.» Folgsam liess er sich auf einen Posten versetzen, der «ein Abstieg war»: Abteilungsleiter im Leninkraftwerk.

Als er auf dem Werksgelände stand und sah, wie der Reaktor in die Höhe wuchs, überkamen ihn Zweifel; Zweifel, über die er mit niemandem reden konnte. «Ich dachte: Ein Kraftwerk mit einer Leistung von 12 Millionen Kilowatt – das ist eine Dimension, die wir nicht beherrschen», erzählt er in seiner Wohnung. «Wir haben doch gar keine Sicherheitssysteme für so einen Koloss!» Aber man habe in der Sowjetunion eben einfach nichts Normales bauen können, «es musste immer ein Superlativ sein».

Nach der Havarie machte Wiktor Gaidak unfreiwillig Karriere: Er wurde zum «Bauleiter Rückbau» befördert, musste neun Jahre lang den Reaktor abbauen, den er zuvor widerwillig aufgebaut hatte. Seine Familie, die im 160 Kilometer entfernten Trojeschina untergebracht worden war, bekam er in dieser Zeit kaum zu Gesicht – höherrangige Mitarbeiter durften die Sperrzone nur einmal pro Woche verlassen.

Er blieb auf seinem Posten, bis er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Im Krankenhaus diagnostizierten die Ärzte Krebs, Herzinsuffizienz, eine Immunschwäche. «Aber ich habe noch Glück gehabt», sagt er. «Ich habe nur meine Gesundheit verloren. Bei vielen ist auch noch die Familie zerbrochen.» Vor allem jüngere Kollegen seien von einem Endzeitgefühl ergriffen worden, das sie alles habe vergessen lassen, was sie vorher hochgehalten hätten: Bindungen, Moral. Sie hätten, ja, sie ... Er verstummt.

### Die soziale Katastrophe

«Sie haben gevögelt wie wild», schimpft Natalja Gontscharenko, 49, eine Stunde später im Büro von «Semljaki». Sie hat als Bauingenieurin in Pripjat gearbeitet. «Geschlechtskrankheiten, Abtreibungen, Selbstmorde – es war wie Sodom und Gomorrha. Auch meine Ehe ist darüber in die Brüche gegangen. Für mich war Tschernobyl vor allem eine soziale Katastrophe.» Oh, wie habe sie gehofft, dass das Leben nach dem Ende der Sowjetunion besser werde! Dass man endlich offen über die Katastrophe diskutieren werde, dass die Tschernobyl-Geschädigten, von denen viele ihre Gesundheit, ja ihr Leben für die Allgemeinheit riskiert hätten, eine Würdigung erfahren

würden. Ja dass man ihnen endlich ihre Würde zurückgeben werde.

«Würde, was für ein grosses Wort!» sagt Tamara Krasizkaja, die «Semljaki»-Chefin. «Mir hätte es schon gereicht, wenn man uns nicht vergessen hätte! In der Ukraine waren doch alle damit beschäftigt, im neuen Raubtierkapitalismus nicht unterzugehen. Da hat die Erinnerung an Tschernobyl nur gestört.» Selbst die Tschernobyl-Demonstrationen, die es in Kiew Anfang der 1990er Jahre gegeben habe und die zur frühen Unabhängigkeitserklärung des Landes beigetragen hätten, seien aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden. Durch die Inflation seien dann die Entschädigungszahlungen, die sie für ihren Besitz in Pripjat bekommen hätten – 1000, 2000 Rubel –, auf ein Nichts zusammengeschmolzen. Dann habe der Staat auch noch die Pensionen, Invalidenrenten und medizinischen Leistungen zusammengestrichen.

«All das haben wir mit Haltung ertragen», klagt sie. «Aber was jetzt geschieht...» Sie hält inne. Alle Farbe, aller Ausdruck ist aus ihrem Gesicht gewichen, sie trägt eine wächserne Maske der Resignation. «Was geschehen ist, seit der neue Präsident im Amt ist – das hat uns resignieren lassen. Was kann ich mit einer Organisation wie «Semljaki» denn noch ausrichten? Die Stadt will uns die Räume kündigen, weil der neue Präsident plötzlich Kindergartenplätze schaffen will! Wir haben keine Medikamente mehr zu verteilen, wir können niemandem mehr eine Operation finanzieren! Die Ärzte im Krankenhaus verlangen 200 Dollar, bevor sie einen Kranken überhaupt ansehen! Selbst die Mittel für die Chemotherapie muss man selbst mitbringen! Deswegen wird jetzt in manchen Familien darüber abgestimmt, wer weiterleben darf.»

### Überleben

Es klopft. In der Tür erscheint Lydia Gaidak, die Frau des Kraftwerkerbauers. «Tamara, es hat geklappt», ruft sie, «wir haben uns noch einmal Geld für Wiktors Chemotherapie borgen können!»

«Ach, was für eine gute Nachricht», sagt Tamara Krasizkaja leise und umarmt die Besucherin. «Aber was ist mit dir, Lydia? Mit deiner Therapie? Du hast doch selber Krebs!»

Lydia Gaidak windet sich aus der Umarmung und winkt ab. «Ach, weisst du, Wiktor bekommt eine höhere Rente. Die ist wichtig für die Familie. Ich werde ihn pflegen, solange ich kann.»

Tamara Krasizkaja senkt den Blick. «Andere nennen die Zeit, die sie auf dieser Welt verbringen, Leben», sagt sie. «Aber wir, wir haben einfach nur überlebt.»

**Merle Hilbk** ist Journalistin; sie lebt in Berlin. Soeben ist im Eichborn-Verlag ihr Buch über die Katastrophe erschienen: «Tschernobyl Baby. Wie wir lernten, das Atom zu lieben».

